

An diese Rundbauten reihen sich dann einige Kirchen des Templerordens, welcher bekanntlich, offenbar in Erinnerung an die Grabeskirche zu Jerusalem, die runde Form der Kirchen und Kapellen vorzog. Dahin gehört die Templerkirche in Metz, ein unregelmässiges Achteck mit einem halbrunden Chor mit acht Nischen im Inneren, so dass das Ganze eine ovale Gestalt annimmt, und die Templerkirche in Laon, ebenfalls achteckig mit einer kleinen Vorhalle und einer halbrunden Apsis¹⁾. Beide können jedoch, da die Niederlassungen des Templerordens auch hier in das zweite Viertel des zwölften Jahrhunderts fallen, nicht früher entstanden sein; ihre Formen weisen sogar auf die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts hin.

Fünftes Kapitel.

Nordfrankreich.

Das nördliche Frankreich giebt in Beziehung auf romanischen Styl ein ganz anderes Bild wie die südliche Hälfte. Die Zahl bedeutender romanischer Bauten ist im Ganzen geringer, aber auch nicht in so viele provinzielle Gruppen vertheilt; nur in der Normandie sind sie dicht gedrängt und von sehr eigenthümlichem, von jenen südlichen Bauten weit abweichendem Style, in den übrigen Gegenden, in der Picardie, der Champagne, dem Herzogthum Francien (Isle de France), dem Gebiet von Orléans seltener und schwankenden Styls, Einzelheiten jenes normannischen Styls mit antiken Reminiscenzen, wie sie im Süden vorherrschen, vermischend. Indessen unterscheiden sich auch diese Gegenden von den südlichen durch wesentliche Eigenthümlichkeiten der Anordnung, die sie mit den Bauten der Normandie gemein haben, und welche uns berechtigen, sie als ein mit dieser Provinz verbundenes Ganzes dem Süden entgegenzusetzen. Statt des Tonnengewölbes haben sie anfangs bei grösseren Räumen die Holzdecke, später das Kreuzgewölbe, statt der auch hier nicht seltenen korinthischen Kelchform häufig Würfelkapitälé, statt der niedrigen und dunklen hohe und gut beleuchtete Kirchenschiffe, statt der decorativen, auf plastischen Schmuck abzielenden, eine mehr constructive Tendenz. Dabei ist in den meisten dieser nördlichen Gegenden die burgundische Form des Chorumgangs unbekannt und statt dessen die einfache Chornische

¹⁾ Eine Ansicht des Aeusseren im Bulletin monumental von Caumont. Vol. XVII. p. 237. Viollet-le-Duc. IX. p. 18.

wie in Deutschland, auch wohl der gerade Chorschluss angewendet, und endlich ist in der Normandie eine sehr eigenthümliche, oft reiche und gehäufte, aber immer aus mannigfaltigen Combinationen der geraden Linie zusammengesetzte Ornamentation, der völlige Gegensatz der antiken, ausgebildet, welche auch in den anderen Provinzen dieser Region mehr oder weniger Eingang findet.

Ich beginne die Betrachtung derselben mit der Normandie, als dem wichtigsten, wenn auch entlegensten Theile. Diese nördliche Gegend, wo die römischen Sitten ohnehin aus klimatischen Gründen weniger Eingang gefunden hatten, war von den Römern frühe verlassen und später durch die immer wiederkehrenden Raubzüge dänischer und norwegischer Freibeuter so gründlich verwüstet, dass, als endlich Karl der Einfältige (912) den Führer einer solchen Schaar, Rollo, zum Eidam annahm, und ihn und seine Genossen mit den eroberten Ländereien belehnte, keine Spur römischer Civilisation übrig geblieben war. Der Besitz gab dem Charakter dieser rohen Helden eine andere Richtung, sie nahmen das Christenthum und mit ihm bald die Sprache und Rechtsverhältnisse des fränkischen Volkes an. Zwar trat dies keinesweges sogleich und in sanfter Weise ein; der Erfolg, den sie erlangt hatten, reizte andere Normannen zu neuen Einfällen und verursachte weitere Kriege mit den Königen oder mit benachbarten Grafen und Fürsten. Allein nach einem Jahrhundert waren die Herzöge der Normandie, wie sich die Nachkommen Rollo's nannten, schon mächtig genug, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und an geordnete Benutzung ihres ererbten Eigenthums zu denken.

Die Berichterstatter aller Länder, wo die Normannen auftraten, schildern sie als ein kluges, rüstiges Geschlecht, listig, zur Verstellung geneigt, gewandt in Schmeicheleien, von angeborener Beredsamkeit, habsüchtig, aber auch prachtliebend und aus Stolz freigebig, leidenschaftlich und reizbar, aber auch ausdauernd, in den Anstrengungen des Krieges unermüdlich, und wenn es nöthig war, zu jeder Entbehrung bereit¹⁾. Durch Gewohnheit verwildert und grausam, und wo ihre Begierde gereizt war, rücksichtslos, waren sie doch klug genug, um die Vortheile der Civilisation zu würdigen; in Sicilien wird von ihnen ausdrücklich bemerkt, dass sie nach fremden Sitten sorgfältig geforscht, um daran zu lernen²⁾. Sie waren nicht, wie

¹⁾ Dies ungefähr die Schilderung, welche Gaufridus Malaterra (lib. 1, c. 3) am Ende des elften Jahrhunderts von ihnen giebt.

²⁾ Hugonis Falcandi hist. ap. Muratori Script. Vol. VII. p. 250. Aliorum quoque regum ac gentium consuetudines diligentissime fecit inquiri, ut quod in eis pulcherrimum aut utile videbatur, sibi transumeret.

die Germanen der Völkerwanderung, in grossen Schaaren mit Weib und Kind gekommen, sondern als vereinzelt Abenteurer, die in der Ehe mit eingebornen Frauen bald die Sitten ihrer neuen Heimath annahmen. Aber ihr rüstiger, unternehmender Geist vererbte sich auf ihre Söhne und gab der ganzen Gegend einen neuen, kräftigen Ton. Der skandinavische Stamm hält fast die Mitte zwischen dem deutschen und dem keltischen. Er theilt mit dem ersten die kriegerischen Eigenschaften und jenes Gefühl der Sehnsucht, das in die Ferne treibt, unruhig und strebsam macht. Aber er hat nicht den Zug des Gemüthlichen und Sinnenden, der die Deutschen zu Unbestimmtheit und Schwäche verleitet; er ist härter, gewaltsamer, einerseits kühner und phantastischer, dann aber auch verständiger und praktischer, und hat jene ruhige Kälte des Blicks, welche man auch an dem keltischen Stamme bemerkt. Während die deutsche Anspruchslosigkeit den Verhältnissen leicht einen demokratischen Charakter giebt, steigerten die Normannen noch das aristokratische Element der Kelten. Schon in ihrer Heimath gab die Gewohnheit dem Erstgeborenen ein Vorrecht¹⁾, das, indem es die Erhaltung und den Glanz des Hauses sichert, den jüngeren Söhnen den Antrieb zu kühner, ritterlicher That gewährt. Das Lehnrecht war zwar ihrem Mutterlande fremd, aber es war der Titel ihres neuen Besitzes, sagte ihrer Neigung zu, und wurde gerade deshalb bei ihnen mit um so strengerer Consequenz durchgeführt, weil es nicht vereinzelt und zufällig entstanden, sondern bereits als fertiges System von ihnen angenommen war. Durch ihre Einwirkung erhielt daher der aristokratische Geist des Ritterthums eine Bestärkung. Aber auch die poetischen und phantastischen Elemente desselben wurden von ihnen weiter ausgebildet. Manche Züge, die in der späteren Auffassung des Ritterthums vorherrschen, die Poesie des Wagnisses, das Wohlgefallen an einem abenteuernden, wandernden Leben, die herausfordernde, übermüthige Kühnheit, dann aber auch die Treue des Wortes, die eiserne Festigkeit, und endlich die Sitte des Zweikampfes, finden wir schon in den skandinavischen Dichtungen. Allerdings zeigen auch die germanischen Stämme verwandte Ansichten und Gebräuche, aber die Verwilderung während der Völkerwanderung, die frühe

¹⁾ Wilh. von Jumièges (bei Schlosser, Mitt. A. II, 2, S. 125) erklärt die Wanderzüge der Normannen aus der durch Vielweiberei entstandenen Uebervölkerung und bezeichnet den Vorzug des Erstgeborenen als eine Gewohnheit: *Nam pater adultos filios cunctos a se pellebat praeter unum, quem heredem sui juris relinquebat.* Vgl. Gejer, Geschichte von Schweden I, 264, und Dahlmann, Geschichte von Dänemark I, 137. Es scheint nicht gerade ein unbedingtes Gesetz des Rechtes der Erstgeburt, wohl aber ein Vorrecht des Aeltesten die anderen Brüder abzufinden, oder eine autonomische Befugniss des Vaters, seinen Erben zu bestimmen bestanden zu haben. Doch ist in der *Vita S. Odonis Dani* bei Langebeck II, 402 von einem *jus hereditatis, quod ad illum lege primogenitorum venire debebat*, die Rede.

Annahme des Christenthums, die Vermischung mit den Romanen hatten sie bei ihnen geschwächt oder entstellt. Durch die frischere Sinnesweise der Normannen wurden sie wieder belebt. Zwar bewahrten diese die Erinnerungen ihrer alten Heimath nicht, die Skaldenlieder jenes nordischen Heldenthums wurden mit der Sprache, in der sie gedichtet waren, vergessen und durch das Christenthum verdrängt. Aber der Sinn, der in ihnen herrschte, war geblieben und machte sich wieder geltend. Auch fanden sie bald einen neuen Sagenkreis, den sie sich aneigneten und der gesammten ritterlichen Welt zuführten, den von der Tafelrunde und von König Artus. Die Poesien, an denen sich bisher der kriegerische Sinn der germanischen Stämme erfreut hatte, das deutsche Heldenlied, die Nibelungen, die Sage von Karl dem Grossen und seinen Paladinen beruhten auf grossen historischen Ereignissen, die nur durch die dichtende Phantasie umgearbeitet und mit Zusätzen versehen waren. Die Artussage ist fast ohne geschichtlichen Ursprung, sie knüpft sich an den Namen eines Fürsten, dessen Einfluss nicht über seine nächsten Umgebungen hinausgedrungen war, sie scheint nicht einmal in dem Lande, wo er gelebt, sondern unter ausgewanderten Stammesgenossen, in der französischen Bretagne, entstanden¹⁾, gleich in ihren Grundzügen mit Vorstellungen verwebt zu sein, die erst gegen die Zeit der Kreuzzüge aufkamen. Aber dennoch deutet der Gedanke eines priesterlichen Adels, die Neigung zu bedeutsamer Fassung mystischer Lehren auf keltische Traditionen hin, die freilich mit christlichen Elementen und skandinavischen Anschauungen gemischt waren. Wo sich die Nationen friedlich oder kämpfend berühren, wird oft das, was im ruhigen Genusse des Daseins unbemerkt geblieben war, von grellen Schlaglichtern hell beleuchtet, so dass es Gefühl und Phantasie mächtig anregt. So geschah es auch hier, und jene Traditionen erhielten dadurch eine Gestalt, in der ihre historische Grundlage kaum wieder zu erkennen war. Aber gerade dieses Unhistorische, das der Phantasie freies Spiel gestattete, empfahl sie zuerst den Normannen, die auch ihre eigene Abkunft vergessen hatten, und später der ganzen ritterlichen Welt, die immer mehr auf eine weltbürgerliche Allgemeinheit ausging.

Abgesehen von dieser poetischen Neigung waren die Normannen keineswegs Schwärmer, nicht einmal in religiöser Beziehung. Den ausgedehnten Ansprüchen des römischen Stuhls traten sie zuerst einfach und kräftig entgegen; die bei den Angelsachsen schon gebräuchliche religiöse Weihe zur Ritterwürde verschmäheten sie als unmännlich²⁾. Ihre Rechte

¹⁾ Gervinus, *Gesch. d. Deutschen Dichtung*, 4. Ausg. (1853), I, 249.

²⁾ Ingulf bei Saville, p. 901. *Hanc consecrandi milites consuetudinem Normanni abominantes, non militem legitimum talem tenebant, sed socordem equitem et quiritem degenerem putabant.*

behaupteten sie mit eiserner Härte; ritterlicher Stolz und altnordische Rohheit traten bei ihnen völlig nackt hervor; der Druck der unteren Klassen war nirgends so systematisch betrieben wie bei ihnen. Die Geschichte erzählt zahlreiche Beispiele solcher Härte, diese spiegelt sich aber auch schon in den Namen, welche die kleinen Lehnsleute in Urkunden des elften und zwölften Jahrhunderts führen, und in welchen sie sich geradezu als Blutvergiesser, als Bauernschinder, als Hartzahn, böser Nachbar, als Vielnehmer oder auch als Vieltrinker bezeichnen und mithin ihrer Rohheit rühmen¹⁾. Aber bei alledem waren auch sie für fromme Gefühle nicht unempfänglich und ergriffen das Christenthum mit gewohnter Energie. Vor Allem sagten ihnen die Werke zu, in denen es auf Kraftäusserungen ankam; wir finden frühe, dass bei Erbauung von Klöstern und Kirchen die Mächtigsten und Vornehmsten selbst Hand anlegten und die niedrigsten Arbeiten übernahmen²⁾. Ueberhaupt aber wussten sie die Baukunst zu schätzen, wie denn ihrem klugen Sinne die Vorzüge einer höheren Civilisation nicht entgingen. Sie suchten daher sie sich anzueignen und von den gebildeteren Völkern zu lernen. Daher riefen sie schon frühe auswärtige Geistliche in das verwilderte Land, um ihnen die Stiftung und Einrichtung geistlicher Anstalten zu übertragen. Häufig waren es Italiener³⁾, auf welche sie ihr Auge warfen, und zwar um das Praktische nicht zu vernachlässigen auch Bauverständige. So zog schon um 1010, der Herzog Richard II. den berühmten Lombarden Abt Wilhelm, den ich schon oben als Erbauer des Klosters St. Benigne in Dijon genannt habe, in sein Land, wo er in zwanzigjähriger Wirksamkeit vierzig Klöster erbaute oder herstellte, und ohne Zweifel bei der Einrichtung dieser Institute auch für die Ausbildung der Mönche in der unentbehrlichen Kunst des Bauens sorgte.

Von den Bauten aus dem ersten Jahrhundert der normannischen Herrschaft möchten wir schwerlich etwas besitzen. Sie waren eifertig errichtet, häufig von Holz, wohl auch fehlerhaft construiert⁴⁾, wurden bei

¹⁾ Eine Sammlung solcher Namen im Bull. monum. XVI, p. 375, darunter Radulfus sanguinator, Widdo excoriator villani, ein duro dente, ein malus vicinus oder gar pilator vicini, diabolus, bibe duos und viele ähnliche. Die Namen Ecorcheville (statt ecorchevilain) und Mauvoisin kommen noch in der Normandie, als Erbstücke jener Zeit, vor.

²⁾ So der Däne Herlein bei dem Bau der Abtei Berneville: Ipse terram fodiens, lapides, sabulum, calcemque humeris comportans, ipsemet componens parietes Annal. Bened.

³⁾ So Mauritius aus Florenz, Lanfrancus aus der Lombardei, ein Johannes, ein Michael, u. s. f., vgl. Willh. Gemeticus bei Duchesne Hist. Norm. Script. p. 282.

⁴⁾ Der schon erwähnte Däne Herlein verlegte später die von ihm zu gründende Abtei nach Bec: Illic ecclesiam exstruxit; hinc adjunctum ligneis claustrum suffultum

den fortwährend erneuerten Kriegen oft zerstört. Allein bald traten friedlichere Zeiten ein, welche der Baukunst günstiger waren. Die nordischen Einwanderer waren mit den Eingeborenen verschmolzen, sie hatten mildere Sitten angenommen, waren durch kluge Verwaltung ihrer neuerworbenen Güter wohlhabend geworden. Sie wollten die Vorzüge, welche sie wanderlustig und gelehrig im Auslande wahrnahmen, auf ihre Heimath übertragen. Praktischer Sinn, welcher die ökonomischen Vortheile einer dauerhaften Construction zu schätzen wusste, Ruhmbegierde, die sich in der Stiftung bleibender Monumente bethätigen wollte, kamen hinzu, und endlich gelangte gerade in der Zeit, wo der kirchliche Sinn im ganzen Abendlande seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, ein kräftiger und kluger Fürst, Herzog Wilhelm, der nachherige Eroberer Englands, zur Regierung, welcher dem Lande die Segnungen eines friedlichen, geordneten Zustandes verschaffte.

Da geschah es denn, wie uns die Chronisten erzählen, dass die Stiftung von Klöstern und Kirchen nicht mehr bloss als vereinzelttes Werk erregter Frömmigkeit betrieben wurde, sondern dass die Grossen förmlich wetteiferten, auf ihren Gütern Kirchen zu errichten und die Klöster zu bereichern¹⁾. Prachtliebe und Baulust wurden von nun an vorwaltende Eigenschaften der Normannen, und wuchsen begreiflicherweise, nachdem die Eroberung von England und die Belehnung mit grossen Besitzungen in dem besiegten Lande ihnen ein höheres Selbstgefühl und reichere Mittel gewährt hatten. Diese Baulust entging selbst den Britten nicht; ihre Chronisten rühmen noch in der Zeit des regen Nationalhasses an den Normannen im Gegensatze der Angelsachsen, dass, während diese in kleinen und unscheinbaren Häusern verschwenderisch gelebt hätten, jene in weiten und stolzen Gebäuden mässigen Aufwand trieben²⁾; sie bemerken, dass in England seit der Niederlassung überall Kirchen und Klöster in neuer Bauweise entstehen, und dass jeder der Reichen den Tag für verloren halte, den er nicht durch irgend einen glänzenden Beweis der

columnis. Non multo post, arte ut creditur daemone subruptum, conceidit dormitorium claustrum superpositum: quo casu dejectos fratrum animos relevat piissimus pater et claustrum ex lapide renovavit. Ann. Bened. ad. ann. 1040, No. 32.

¹⁾ In diebus illis maxima pacis tranquillitas fovebat habitantes in Normania et servi Dei a cunctis habebantur in summa reverentia. Unus quisque Optimatum certabat in praedio suo ecclesias fabricare et Monachos qui pro se Deum rogarent rebus suis locupletare. Wilh. Gemeticus lib. 7, c. 22 bei Duchesne Hist. Norm. script. p. 278.

²⁾ Wilhelm von Malmesbury (Gesta reg. Angl. ed. Hardy, p. 418), von der Sittenverderbniss der Angeln sprechend: Parvis et abjectis domibus totos sumptus absumebant, Francis et Normannis absimiles qui amplis et superbis aedificiis modicas expensas agunt. Und gleich darauf nochmals von den Normannen (daselbst p. 420): Domi ingentia, ut dixi, aedificia, moderatos sumptus moliri.

Prachtliebe bezeichne¹⁾. Es kann nicht überraschen, dass diese Prachtliebe die heimische Gegend, wo überdies schon ältere Kultur und geschicktere Arbeiter waren, noch reicher schmückte, als das eroberte Land, und wir haben daher alle Ursache, den Anfang des eigenthümlichen Styles, den wir in der Normandie finden, hauptsächlich dieser Zeit zuzuschreiben. Auch ist uns noch eine Reihe von Kirchen erhalten, deren Gründung in dieser Zeit unter Umständen oder mit Bezeichnungen berichtet wird, welche auf eine prachtvolle Anlage schliessen lassen, und bei denen die Formen selbst einen inneren Entwicklungsgang anzeigen.

Der Charakter dieser Bauten unterscheidet sich von allen anderen romanischen Stylen²⁾. Die Construction ist überall klar, einfach und würdig, ein verständiger, praktischer Sinn hat den Plan im Ganzen aufgefasst und danach die einzelnen Theile bestimmt; daneben zeigt sich aber eine entschiedene Neigung zum Schmuck, die sich jeder zugänglichen Stelle bemächtigt, aber doch wieder im Einzelnen nicht überladen, sondern eher sparsam abgemessen ist, den kürzesten Weg zum Ziele wählt. In den Details finden wir einen Ausdruck des Kräftigen, aber doch Knappen, etwas Elastisches und Rüstiges. Die Grundform der Kirchen ist das Kreuz, und zwar in einer festgestellten, wiederkehrenden Form. Die Chornische ist einfach, rund, und die Ausladung des Kreuzes hat ähnliche Verhältnisse, wie an den sächsischen Kirchen. Aber das Langhaus ist hier immer von grösserer Länge, und die Seitenschiffe werden jenseits des Kreuzes bis zur Chornische fortgesetzt, dann aber, was als eine sehr entschiedene Eigenthümlichkeit des Styles der Normandie in dieser Epoche zu bemerken ist, nicht in Nischen, sondern rechtwinkelig abgeschlossen. Auf dem bei dieser Anlage noch übrig bleibenden schmalen Stücke des Kreuzarmes finden sich zuweilen kleine Nischen. Im Inneren sind Pfeiler vorherrschend, Säulen allein kommen in den früheren Bauten fast nie-

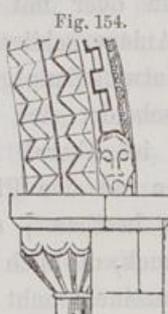
¹⁾ *Videas ubique in villis ecclesias, in vicis et urbibus monasteria novo aedificandi genere consurgere, ita ut periisse diem quisque opulentum existimet, quem non aliqua praeclara magnificentia illustret.* Wilh. Malm. a. a. O. p. 420.

²⁾ Die Literatur über die Baugeschichte der Normandie ist ziemlich bedeutend. S. bes. *Architectural antiquities of Normandy* by J. S. Cotman and Dawson Turner, London 1822, 2 Vol. fol.; Turner, *account of a Travel in N.*, 1820, 2 Vol. So. Genauere architektonische Zeichnungen giebt Britton und Pugin, *Arch. ant. of N.* 1828, kritische Erörterungen Henry Gally Knight, *an architectural tour in N.* (übersetzt von R. Lepsius 1841). Viele einzelne Nachrichten in den *Mémoires des antiquaires de la N.* und besonders in *Caumont's Bulletin monumental*. Gute Zeichnungen sind endlich dem Aufsatz von Osten in der *Wiener Bauzeitung* 1845, S. 197 ff., Bl. 671—679 beigefügt. *Caumont's statistique monumentale du Dép. du Calvados* schildert zwar nur einen Theil, aber den reichsten der Normandie, mit grosser Ausführlichkeit und Genauigkeit. Sie ist theilweise abgedruckt im *Bull. monum.* Vol. VIII u. folg.

mals¹⁾, mit Pfeilern wechselnd selten vor, dagegen zeigt sich der ausgebildete, mit Halbsäulen verbundene Pfeiler frühe und in strenger Regelmässigkeit, mit quadratischer Form und cylindrischen Halbsäulen, die auf der Seite des Mittelschiffes auch wohl von Rundstäben begleitet werden. Schon in sehr frühen Bauten sind diese Pfeiler abwechselnd stärker und schwächer gebildet, was dann später für die Anlage von quadraten



St. Etienne, Caen.



Kreuzgewölben des Mittelschiffes benutzt wurde, ursprünglich aber nicht zu solchem Zwecke, sondern zur kräftigeren Unterstützung tragender Querbalken oder der Quergurten des Tonnengewölbes bestimmt gewesen zu sein scheint. Die Kapitäle sind theils dem korinthischen nachgebildet, aber ohne feineres Detail, mit glatten, straffen Blättern, die wie gebogenes Metall aussehen, theils würfelförmig oder die Würfelgestalt in kleineren Abtheilungen, die umgekehrten Kegeln gleichen, andeutend, was die Franzosen gefältelt (*godronné*), die Engländer gezahnt (*indented*) nennen. Die Bögen sind alle eckig geschnitten, aber häufig mit flachen Verzierungen eingefasst. Ueber ihnen befinden sich entweder wirkliche Emporen mit weiten Bogenöffnungen von gleicher Zahl wie die Scheidbögen, oder Triforien mit zahlreicheren, aber zum Theil blinden Arcaden, die aber gewöhnlich alle von gleicher Höhe sind, also keine Gruppen, sondern eine fortlaufende Reihe bilden, und von der vorderen Halbsäule ohne organische Verbindung mit derselben durchschnitten werden. In den Seitenschiffen waren Kreuzgewölbe ursprünglich, die Emporen zum Theil, wie in den südlichen Bauten, durch halbe, an das Mittelschiff angelehnte Tonnengewölbe gedeckt. Das Mittelschiff hat jetzt meistens Kreuzgewölbe und zwar nicht bloss, wie in den rheinischen Bauten, von quadrater Form, also von doppelter Tiefe der Seitengewölbe, sondern zugleich sechstheilig, so dass die nach den Aussenwänden geöffneten Kappen durch einen, von dem mittleren Pfeiler aufsteigenden Quergurt durchschnitten sind. Sehr merkwürdig ist, dass die Gurträger in Haupt- und Nebenschiffen nach oben zu ein wenig zurückweichen, und also eine Einziehung darstellen, welche der Ausladung des Gewölbes entspricht und der Perspective einen Ausdruck des Elastischen giebt, eine Einrichtung, die man auch in den französischen Bauten des dreizehnten Jahrhunderts meistens findet, und

¹⁾ Eine Ausnahme bildet die freilich kleine und sehr rohe Kirche zu Léry bei Pont de l'Arche, deren Rundsäulen von fast unförmlicher Dicke sind.

die gewiss mit Bedacht gewählt, und sowohl technisch als für den Anblick wirksam ist. Das Gewölbe über der Vierung des Kreuzes ist immer bedeutend erhöht und mit acht gleichen Kappen gewölbt; dahinter folgt im Chor noch eins der sechstheiligen Gewölbe und dann die Chornische, die mit Halbkreisbögen auf Säulchen in mehreren Etagen verziert ist.

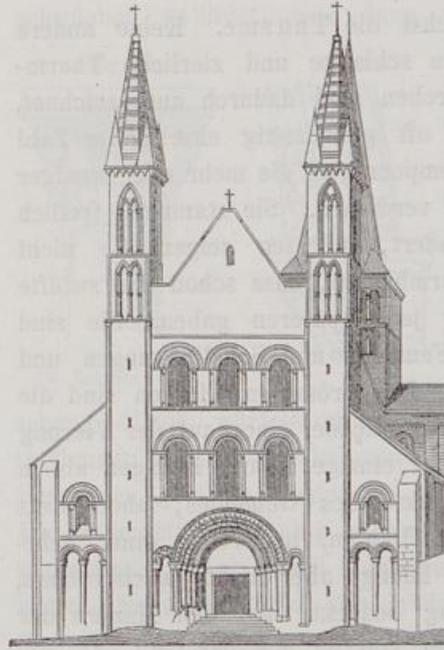
Im Aeusseren bemerken wir zunächst die Thürme. Keine andere Provinz von Frankreich besitzt so viele schlanke und zierliche Thurmbauten, wie diese; selbst kleine Dorfkirchen sind dadurch ausgezeichnet, und man sieht in der ebenen Gegend oft gleichzeitig eine ganze Zahl solcher schlanken Spitzen am Horizont emporragen, die mehr oder weniger anziehend sind und nähere Betrachtung verdienen. Sie stammen freilich meistens aus dem dreizehnten Jahrhundert, indessen zeigen die nicht seltenen Beispiele ganz rundbogiger Thurmbauten, dass schon das zwölfte und selbst das elfte die Vorbilder für jene späteren gaben. Sie sind durchweg viereckig, mit Gruppen von Fenstern und Schallöffnungen und mit einem vierseitigen Helme versehen. Bei grösseren Kirchen sind die Thürme meist in der Dreizahl, zwei an der Façade, einer auf der Vierung des Kreuzes, bei kleineren findet sich der einzige Thurm häufiger als in anderen Gegenden auf diesem Mittelpunkte des Gebäudes, aber stets vierseitig, nicht, wie an den rheinischen Bauten, in Gestalt einer achteckigen Kuppel. Steinerne Helme sind häufig, aber nicht durchbrochen, sondern mit schuppenförmiger Verzierung bedeckt. An den Mauern der Schiffe sind die senkrechten Abtheilungen stärker hervortretend, als die Lisenen der deutschen Kirchen, aber nicht stark genug, um als Strebe- Pfeiler betrachtet zu werden, weshalb auch die Mauern sehr kräftig gehalten sind. Die Nebenschiffe sind gewöhnlich höher, als in Deutschland, selbst wenn sie keine Emporen haben. Die Fenster sind sämmtlich von mässiger Grösse, rundbogig und ungetheilt, die der Seitenschiffe ohne Zierde, die Oberlichter nicht selten von blinden Arcaden eingefasst, die meistens von gleicher Grösse mit den Fenstern, mit ihnen eine fortlaufende Reihe, zuweilen aber kleiner gehalten sind, und so Gruppen bilden. Der Bogenfries ist selten¹⁾, das Gesimse wird meistens von Kragsteinen getragen, die in sehr roher Sculptur grotteske Gestalten, Menschen- und Thierköpfe, und zwar alle verschieden, darstellen.

Die Façade imponirt durch ihre einfache Regelmässigkeit, und scheint hier früher, als in anderen Gegenden, ausgebildet. Vier mächtige Lisenen, die an dieser Stelle schon zu wirklichen, wenn auch noch flachen

¹⁾ Er findet sich nur in den Dorfkirchen zu Than und zu Bieville bei Caen. Vgl. die Abbildungen bei Cotman und Turner.

Strebepfeilern werden, theilen die Breite nach Maassgabe der Schiffe ab, Fensterreihen bezeichnen die verschiedenen Stockwerke des Gebäudes. Diese Fenster sind aber alle gleicher Grösse, die Rose oder eine Er-

Fig. 155.



St. George, Bocherville.

höhung des mittleren Fensters kommt nicht vor, nur die Zahl der Fenster ist ungleich, indem das Mittelschiff gewöhnlich drei, jedes Seitenschiff nur eins oder zwei hat. Diese Fenstergruppen sind zuweilen durch Archivolten oder blinde Nischen verbunden. Gerade durch diese einfache, reine Behandlung wird der Gedanke der Façade anschaulich und in Verbindung mit den kräftigen Thürmen wirksam. Die Portale sind von mässiger Grösse, mit schweren Säulen eingefasst, dagegen die Archivolten über ihrem Bogenfelde reich und mit wechselnden Ornamenten verziert. Der Styl dieser Ornamente, die nicht bloss hier, sondern auch an anderen Stellen im Aeusseren und noch mehr im Inneren, an Bögen und Wandfeldern in reichem Maasse angebracht und mit Sorgfalt und Vorliebe behandelt sind, ist sehr bemerkenswerth. Er hängt damit zusammen, dass in der Form der Glieder, namentlich der Bögen, das Eckige und Flache, im Gegensatz des Rundstabes, vorherrscht; er ist darauf berechnet, Flächen zu zieren, und den Gedanken des Eckigen, nicht den des Runden, zu reproduciren. Daher sind auch diese Ornamente äusserst selten aus der vegetabilischen Natur entlehnt, sondern meistens geometrischer Art, durch Combinationen gerader oder gebogener Linien hervorgebracht. Die Mannigfaltigkeit der aus diesen einfachen Elementen gebildeten Muster ist bewundernswerth. Die gewöhnlichste und sehr charakteristische Form ist der Zickzack oder gebrochene Stab, der, bald einfach, bald mehrfach, bald parallel, bald divergirend, bald bloss in Linien, bald als Stab und Höhlung wechselnd, meistens geradlinig, zuweilen aber auch als Welle oder Nebel, mit Abrundung der scharfen Ecken, an Portalen fast unvermeidlich, und auch im Inneren häufig vorkommt. Nicht weniger Variationen bietet das sogenannte Billet, das bekannte, aus schachbrettartig, in erhöhten und vertieften Stellen wechselnden Stabfragmenten oder

Würfeln zusammengesetzte Ornament¹⁾. Ausserdem kommt die zinnenartige Verzierung (*embattled*), d. h. die rechtwinkelig gebrochene Linie, ein Mäander der einfachsten Art, auf geraden Gliedern oder an Bögen; die Raute, vereinzelt aneinandergereiht oder zur Kette verschlungen; der Spitzzahn, die Sternform in mancherlei Veränderungen, der Diamant oder, wie die Engländer sagen, Nagelkopf (*nail-head*) häufig vor. Auf Wandfeldern sind Rauten oder Schuppen beliebt und oft sehr wirksam. An Friesen sieht man auch gewundene, strickförmige Verschlingungen, Rosetten, Kugelreihen oder runde Nagelköpfe. Endlich sind die Archivolten der Portale nicht selten mit Thierköpfen ausgestattet, welche gleichsam auf der Halbkreislinie des Bogens und mit der Richtung gegen den Mittelpunkt desselben aufgelegt sind, und so den Gedanken des Ausstrahlens aus diesem Punkte in freilich sehr bizarrer Weise ausdrücken²⁾. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, dass sich die englische Ornamentation hiedurch von der deutschromanischen unterscheidet, welche an den Portalen stets den Gedanken des Umkreisens festhält. Manchmal ist dieselbe Verzierung auf mehreren der concentrischen Bögen wiederholt, aber so, dass sie sich auf den äusseren erweitert, und also wieder den Gedanken des von einem Mittelpunkte ausgehenden Lichtes festhält. Dieser Lichtgedanke ist aber nicht in ruhiger, grossartiger Weise durchgeführt, der Wechsel contrastirender Linien und Winkel, und das Vorherrschen des Geradlinigen und Spröden giebt vielmehr einen Ausdruck des Herben und Trotzigen, der dann durch die fratzenhaften Köpfe und ähnliche Schreckgebilde noch verstärkt wird, welche entweder als Consolen unter den Gesimsen, oder als Imposten am Bogenanfang, einmal sogar an Stelle des Kapitäls an dem cylindrischen Säulenstamme angebracht sind³⁾. Auch in Deutschland und im südlichen Frankreich liebt der romanische Styl schreckende Gestalten von menschlicher oder thierischer Bildung, aber sie treten gelegentlich aus dem Laubwerk hervor, oder schliessen sich durch die runde Form ihrer Flügel oder Schlangenleiber den Gewinden an, und berühren die Phantasie nur leicht; hier dagegen stehen sie einzeln und abgelöst, und prägen sich durch ihre Wiederholung stärker ein. So bildet also dieser Styl in jeder Beziehung einen Gegensatz gegen den der Provence; beide haben zwar eine gleiche Neigung zum Ornament, aber während es dort anmuthig und mit begründeten Ansprüchen auf plastische Schönheit auftritt, ist es hier spröde,

¹⁾ Einige Beispiele solcher Ornamente oben S. 143 u. 144.

²⁾ Vgl. oben Fig. 37, S. 134, wo in dem Portale der Kirche St. Ebbs zu Oxford ein Beispiel solcher Portalsculptur gegeben ist.

³⁾ Eine Zusammenstellung solcher grimassirender Köpfe und anderer Kragsteine aus normannischen Bauten im *Bullet. monum.* VIII, p. 22.

bizarr und selbst schreckend; während es dort selbstständig und ohne organischen Zusammenhang mit der wenig entwickelten Construction vorkommt, schliesst es sich hier dem Constructiven völlig an und giebt in Verbindung mit demselben ein in sich einiges, harmonisches Ganzes. In den älteren Monumenten ist übrigens diese Ornamentation nicht so gehäuft, wie in den englischen Kirchen dieser Epoche; erst später und bei der Rückwirkung, welche das eroberte Land auf die Heimath der Sieger ausübte, wird sie auch hier reicher, nimmt aber zugleich auch schon mildere Formen an.

Die älteste unter den noch jetzt erhaltenen Kirchen dieses normannischen Styles ist die Abteikirche von Jumièges, die zwar jetzt Ruine, aber in den älteren, höchst wahrscheinlich 1067 geweihten Theilen noch wohl erhalten ist. Es ist ein edler Bau, einfach und unverziert, aber von imponirenden Verhältnissen; das Schiff von einer an sich und gegen die Breite bedeutenden Höhe, auf jeder Seite von acht Arcaden begrenzt, die durch wechselnde Pfeiler und Säulen gebildet werden. Diese sind kurz und schwer. Jene sind schon mit vier Halbsäulen besetzt, von denen jedoch die des Mittelschiffes ein späterer, einer im 13. Jahrhundert ausgeführten Ueberwölbung angehöriger Zusatz zu sein scheinen. Dagegen waren die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe gewiss ursprünglich, da sie eine Gallerie trugen. Alle Kapitäle sind würfelförmig, an einigen bemerkt man Spuren alter Bemalung¹⁾.

Die Abteikirche zu Berney, früherer Stiftung als Jumièges aber vielleicht etwas späterer Ausführung, hatte im Mittelschiffe nur eine Holzdecke. Viereckige Pfeiler, die nur an den Seiten mit Halbsäulen besetzt sind, tragen die schon etwas reicher gebildeten Scheidbögen und die obere Wand, die ausser den einfachen, rundbogigen Fenstern noch durch blinde Bogen belebt ist. Die Seitenschiffe haben eine ursprüngliche Ueberwölbung und zwar sehr ungewöhnlicher Weise mit kuppelartigen, aus kreisförmigen Steinlagen bestehenden Gewölben²⁾. Die kleine und ihrer rohen Ausführung nach gewiss noch dieser Frühzeit angehörige Kirche zu Léry bei Pont de l'Arche giebt einen ferneren Beweis früher Wölbungsversuche, indem sie im Mittelschiffe mit einem Tonnengewölbe ohne Quergurten bedeckt ist.

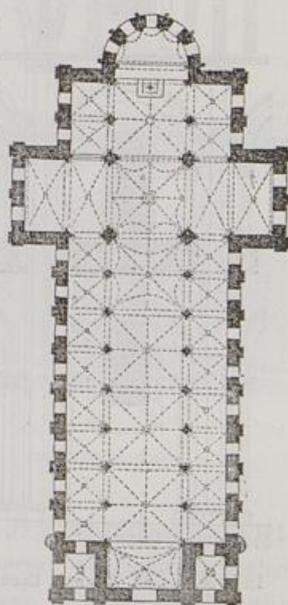
Auf ihrer Höhe finden wir die normannische Baukunst in den beiden Abteikirchen, welche Wilhelm der Eroberer und seine Gemahlin als Sühnopfer für ihre, im verbotenen Verwandtschaftsgrade geschlossene Ehe in ihrer Hauptstadt Caen errichteten, St. Etienne, die Männerabtei, und

¹⁾ Gally Knight a. a. O. S. 57.

²⁾ Inkersley a. a. O. S. 141.

Ste. Trinité, noch jetzt die Abtei der Damen genannt¹⁾. Beide wurden im Jahre 1066 gegründet, die Weihe der Stephanskirche soll im Jahre 1078, die der Trinitätskirche schon im Jahre der Gründung selbst stattgefunden haben. Diese letzte Angabe kann natürlich nur auf ein provisorisches Gebäude bezogen werden, und auch die Weihe der Stephanskirche wird, wie gewöhnlich, vor völliger Beendigung des Baues, etwa dem Chore ertheilt sein, welchen wir, da er durch einen Bau des dreizehnten Jahrhunderts verdrängt ist, nicht mehr besitzen. Wir haben daher bei beiden Bauten keine urkundliche Nachricht über ihre Beendigung, welche sich ohne Zweifel bis in das zwölfte Jahrhundert hinein verzögerte. Beide haben, ausser der Vorhalle zwischen den Thürmen, ein Langhaus von acht Arcaden oder vier sechstheiligen Kreuzgewölben, Kreuzarme, die nach einer in der Normandie öfter vorkommenden Einrichtung durch ein Gewölbe in zwei Stockwerke getheilt sind, und einen Chor, welcher in Ste. Trinité und in der, wie weiter unten zu erwähnen, ungefähr gleichzeitigen und ganz ähnlichen ehemaligen Kirche St. Nicolas aus einer Vorlage mit runder Nische, und den fortgesetzten, rechtwinkelig abschließenden Seitenschiffen besteht, auch durch kleinere, auf der Ostseite des Kreuzes angebrachte Nischen flankirt ist. Die Pfeiler haben eckigen Kern und acht oder zwölf anliegende Halbsäulen, die des Mittelschiffes zum Gewölbe hinaufsteigend. Die Basis besteht nur in einer um die Pfeilerform herumlaufenden Abschrägung, die Kapitäle sind korinthisirend, in St. Etienne und St. Nicolas in strenger, alterthümlicher Weise, mit schmucklosen, scharf geschnittenen Blättern, Voluten und Klötzchen, in Ste. Trinité mit mannigfachen, aber sehr primitiven Variationen dieser Grundform. Deckplatte und Gesims sind höchst einfach, eckig und unterwärts abgefaset. Auch der Scheidbogen ist eckig profilirt, von einem Gurt unterstützt, am Wandbogen mit eingekerbtem Rundstabe. Ueber dem Gesimse befindet sich in Ste. Trinité und im Kreuz und Chor von St. Nicolas eine blinde Arcatur, eine Art Triforium, in St. Etienne eine Empore von

Fig. 156.

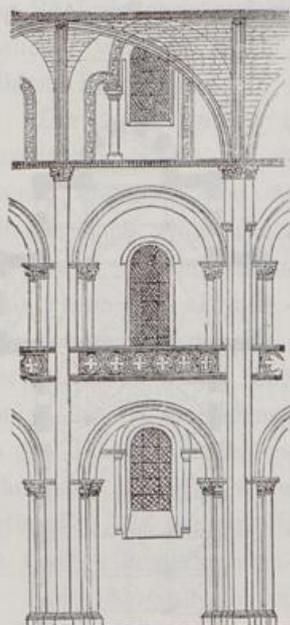


Sainte-Trinité, Caen.

¹⁾ Die Stiftung beider Kirchen durch Wilhelm und Mathilde wird von drei nahe-
stehenden Historikern versichert, von Wilhelm von Jumièges, Wilhelm von Poitou und
Ordericus Vitalis, sämmtlich bei du Chesne. Die Weihe der Stephanskirche scheint
nach dem letzten (lib. V, p. 548) im Jahre 1078 stattgefunden zu haben.

der Breite der unteren Arcaden, welche mit Säulen besetzt ist, und sich mit einem halben Tonnengewölbe an das Hauptschiff lehnt. Oberlichter stehen jetzt einzeln unter jeder Hälfte des sechstheiligen Gewölbes, und sind durch eine Arcatur verziert, die jedoch in St. Etienne nur einen

Fig. 157.



St. Etienne de Caen.

Inneres von St. Etienne, Caen.

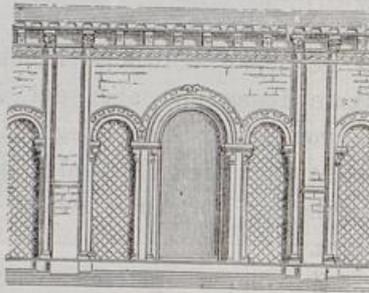
Nebenbogen, und zwar immer neben dem mittleren Gurt jedes Kreuzgewölbes, hat, eine Einrichtung, welche darauf hinweist, dass die Fenster ursprünglich nicht auf diese Gewölbart eingerichtet waren.

Auf den ersten Blick geben uns beide Gebäude keinesweges den Eindruck eines hohen Alters. Bei näherer Prüfung findet man aber, dass der Schein der Neuheit und Frische durch die vortreffliche Conservation des schönen Materials aus den noch jetzt berühmten Steinbrüchen der Umgegend entsteht, in welchem sich alle Formen noch mit ursprünglicher Schärfe zeigen, während die Details an Kapitalen, Basen und Profilierungen denn doch entschiedene Kennzeichen frühester Entstehung tragen. Dagegen scheinen die Gewölbe, obgleich noch durchweg rundbogig, nicht ursprünglich beabsichtigt zu sein. In Ste. Trinité ist sogar die Vorlage im Mittelschiffe nicht im Mauerverbande des Pfeilers, und also später hinzugefügt, in St. Etienne hängt sie zwar mit ihm zusammen, dafür aber entspricht die Stellung der Fenster nicht den Gewölben. Ob nun eine gerade Decke, wofür die Analogie anderer Kirchen dieser Gegend spricht, oder ob ein Tonnengewölbe mit Gurtbögen nach dem Vorbilde der südlichen Provinzen beabsichtigt worden, worauf die Pfeiler von St. Etienne und das halbe Tonnengewölbe der Seitenschiffe deuten könnten, muss dahin gestellt bleiben. Jedenfalls aber ist auch die jetzige Ueberwölbung, namentlich die von St. Etienne, ihren Formen zufolge nicht viel später, als der übrige Bau, und vielleicht schon durch eine Aenderung des Planes, noch während der Fortsetzung desselben entstanden.¹⁾

¹⁾ Genaue Untersuchungen des Mauerwerks haben ergeben, dass die Anlage wechselnder Pfeiler in St. Etienne schon dem ersten Bau angehört, dass dagegen der obere Theil der Mittelschiffwände später behufs der Gewölbanlage eine Erneuerung erhalten hat. Vgl. Rupricht Robert, l'église de la Sainte Trinité & de St. Etienne à Caen in den Mémoires de la Société des Antiquaires de Normandie und in Caumont Bull. mon. Vol. XXVII, Heft 6, die Untersuchungen von Bouet, dem Stadtbaumeister von Caen

Die Kirche St. Nicolas, jetzt ein Militärmagazin, aber noch ganz erhalten, gleicht jenen beiden berühmten Kirchen in allen Details so vollständig, dass wir sie als gleichzeitig betrachten müssen, und so aus dieser Kirchengruppe den Styl entnehmen können, der unter Wilhelm dem Eroberer oder doch bald darauf in der Normandie aufkam. Die Vorzüge dieses Styles bestehen nicht in der Feinheit der Details, wohl aber in der consequenten und klaren Durchführung einer grossartigen Anlage. Zum ersten Male begegnen wir hier einer wohlgeordneten Façade, von zwei Thürmen flankirt, von starken, fast als Strebepfeiler dienenden Lisenen getheilt, durch die Portale und durch die Fenstergruppen, zu drei über dem Mittelportale, je eins oder zwei auf den Seitenschiffen, genügend belebt. Eben so gelungen ist die Ausstattung der in Ste. Trinité und St. Nicolas erhaltenen Chornische, die durch Säulen verschiedener Grösse in fünf Abtheilungen und verschiedene Stockwerke getheilt und organisch gegliedert erscheint. Jedoch sind auch die Seitenwände durch die Vertheilung von Lisenen und Fenstern, die Mauern des Oberschiffes durch Fenster und Nischen regelmässig und harmonisch geordnet¹⁾.

Fig. 158.



Ste. Trinité, Caen.

An diese Kirchen reiht sich die von St. Georg von Bocheville, welche zufolge einer Urkunde Wilhelm's des Eroberers von seinem Lehrer und Kanzler, Radolf, neu erbaut und vollendet war, aber wahrscheinlich bald darauf, im Anfange des 12. Jahrhunderts erneuert und verschönert wurde. Sie hat ebenfalls Kreuzgestalt und zwar mit der Anlage zweier Stockwerke in den Kreuzarmen, statt der Empore wie in Ste. Trinité und St. Nicolas einen Arcadengang, dabei aber vollständiger gegliederte Pfeiler, feinere Profilirung und einen Reichthum von Ornamenten jener normannischen Art, in sauberer Ausführung, neben denen dann auch an den Kapitälern historische Darstellungen, aber in rohester Form vor-

im Bull. mon. XXVIII. p. 57, und endlich J. H. Parker in der Revue archéologique 1863 p. 231. Ueber die Zeit dieser Gewölbarbeiten sind diese Sachverständigen nicht einig; Parker verlegt sie in die Jahre 1160—1165, Bouet dagegen schon unter Wilhelm II. (1089—1100).

¹⁾ Auch die Maasse sind ziemlich bedeutend, bei St. Etienne beträgt die Länge (freilich mit Einschluss des späteren, ohne Zweifel vergrösserten Chores) im Aeusseren 364, aber auch die des Schiffes im Inneren bis zum Chore 187, die Breite des Mittelschiffes $32\frac{1}{2}$, die Höhe bis zum Schlussstein des Gewölbes $67\frac{1}{2}$ Fuss.

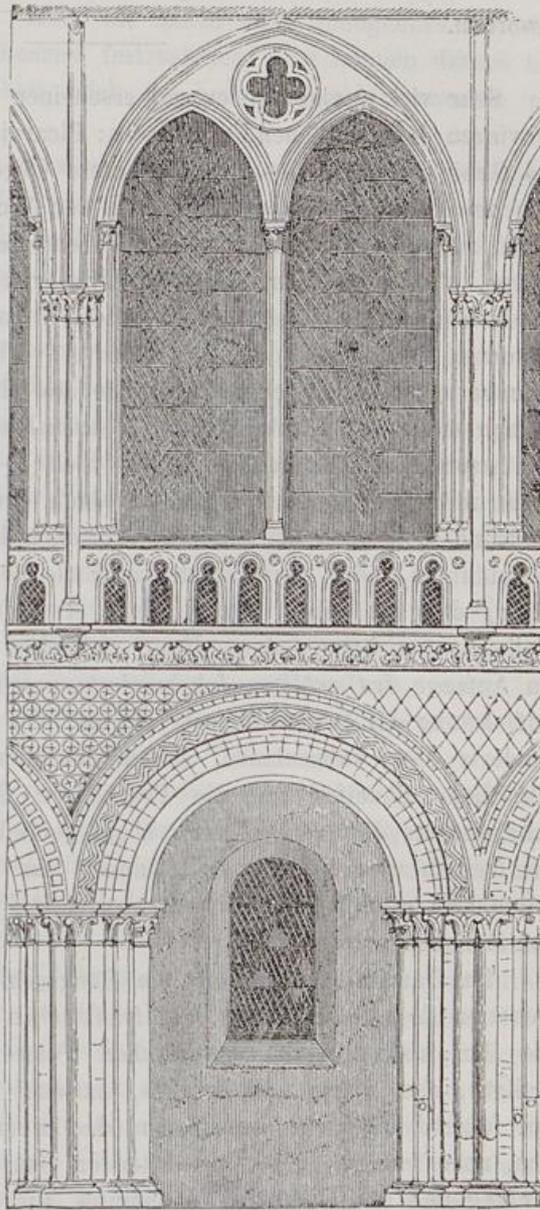
kommen. Die Façade mit ihrem reichausgestatteten Portale wird schon der Mitte des 12. Jahrhunderts angehören.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der altnormannische Styl, den wir in diesen Kirchen von Jumièges, Caen und Bocherville wahrnehmen, von dem der südlicheren Gegenden, namentlich Burgunds und der Auvergne, ausgegangen ist. Der Zusammenhang, den diese Gegenden schon in der Zeit des Abtes Wilhelm von Dijon hatten, dann auch die Anhänglichkeit an die Form der Tribune, die nun theils in ein Triforium, theils, wie in St. Etienne, in eine emporenartige Architektur umgewandelt wurde, sprechen dafür. Indessen hatte man dies Vorbild durch bessere Ausbildung des ganzen architektonischen Organismus bedeutend übertroffen und somit ein eigenthümliches Bausystem geschaffen, das, vermöge seiner augenscheinlichen Consequenz, auch weiterhin Nachahmung fand und für das gesammte nördliche Frankreich maassgebend wurde. Dass die erwähnte Baugruppe aber der Zeit Wilhelms des Eroberers, oder doch der von seiner Zeit ausgehenden Entwicklung zuzuschreiben ist, dafür spricht auch der Umstand, dass die späteren, bald darauf entstandenen Bauten der Normandie schon wieder andere, davon abweichende Formen zeigen.

Zu diesen späteren Bauten gehört zunächst die Kathedrale von Bayeux in den unteren Arcaden des Schiffes, da der obere Theil erst im vierzehnten Jahrhundert hinzugefügt ist und der Chor frühgothischen Styl zeigt. Die Baugeschichte ist hier wieder sehr dunkel; 1106 war die Kirche abgebrannt, 1159 litt sie aufs neue durch eine Feuersbrunst, 1183 bedurfte sie noch so sehr der Baumittel, dass man beschloss, die Einkünfte erledigter Kanonikate dazu zu verwenden. Wahrscheinlich stammen also auch diese unteren Arcaden erst aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Jedenfalls zeigt sich hier eine andere Gestaltung des normannischen Styles, eine glänzende Ausbildung des Decorativen auf Kosten des Organischen. Die Pfeiler sind sehr viel reicher gegliedert, mit mehreren Säulen besetzt, aber alle gleicher Höhe; statt des einen hochaufsteigenden Gurtträgers der älteren Kirchen finden sich hier auf der dem Mittelschiffe zugewendeten Vorderseite zwei niedrige Säulen. Dafür sind aber die Verbindungsbögen ungewöhnlich reich gegliedert und geschmückt, und die Mauerflächen in den Zwickeln und über den Verbindungsbögen bis zum Gesimse in wechselnden Mustern teppichartig verziert. Wir sehen, dass hier die einfache, strenge und constructive Weise des früheren Styles verlassen ist, und die Neigung zum Decorativen die Oberhand gewonnen hat. Vielleicht war dies schon eine Rückwirkung, welche das vor kaum einem Jahrhundert eroberte England auf die Heimath seiner Sieger ausübte; denn in England war, wie wir sehen werden, immer

das Decorative über das Constructive überwiegend¹⁾. Gewiss ist es, dass in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die höchste Blüthe jenes früheren Styles der Normandie vorüber war. Zwar finden sich noch viele Bauten, welche dieser Zeit zuzuschreiben sind, z. B. die Klosterkirche von St. Gabriel bei Bayeux, die älteren Theile der Kathedrale von Evreux, die Klosterkirchen Blanchelande, Lessay, Montivilliers, Graville, die Kirche St. Julien bei Rouen (bald nach 1162), die von Savigny (1173)²⁾. Aber sie zeigen keine neue Entwicklung des Styles, sondern eher die Entartung durch den Luxus der Ornamente und durch die Neigung zu phantastischem Bildwerk. Auch erklärt sich dieses Sinken des einheimischen Gefühls nicht bloss durch die Ermattung, welche jeder Erhebung folgt, sondern auch durch die Verhältnisse der Normandie. Ihre Fürsten und Barone waren schon in England einheimisch geworden und hatten dort ihre Hauptsitze; von denen aus sie zwar die väterlichen Gegenden noch besuchten und

Fig. 159.



Kathedrale von Bayeux.

ehrten, aber doch nicht das lebendige Interesse für sie hatten, wie

¹⁾ In der That finden wir, dass der Bischof von Bayeux, früher Dechant in Salisbury, über den Bau von 1183 mit englischen Maurern contrahirte. Gally Knight, Normandie. Uebers. S, 90.

²⁾ Näheres über alle diese Kirchen bei Gally Knight a. a. O.

früher. Die Heimath der Sieger war zur Provinz des eroberten Landes geworden.

Sehr viel weniger bedeutend erscheinen in dieser Epoche die anderen Provinzen des nördlichen Frankreichs: Picardie, Champagne, Isle de France, das Gebiet von Orléans. Gerade diese Gegenden, die in der folgenden Epoche eine so bedeutende Stelle in der Architekturgeschichte einnehmen, haben nur eine geringe Zahl von Ueberresten aus dieser Frühzeit aufzuweisen. Während man im Süden Frankreichs nach römischer Weise in festem Steine baute, hatte sich hier die altgallische Constructionsweise aus hölzernen Balken, die man mit Mörtel verband und bekleidete, im Gebrauche erhalten. Noch am Anfange des elften Jahrhunderts scheint die Anlage steinerner Kirchen hier die Ausnahme gebildet zu haben, da man sie besonderer Erwähnung würdig hielt¹⁾. Diese hölzernen und daher leicht zerstörbaren Bauten erlagen dann den Einfällen der benachbarten Normannen, gingen bei den einheimischen Kriegen oder durch zufälligen Brand unter, oder waren doch am Ende des elften Jahrhunderts so baufällig, dass sie durch neue Kirchen ersetzt werden mussten. Man kann vielleicht annehmen, dass diese vielfachen Neubauten, welche hiedurch am Anfange des zwölften Jahrhunderts veranlasst wurden, den gewaltigen Aufschwung der Baukunst vorbereiteten, den wir gegen die Mitte des Jahrhunderts hier wahrnehmen. Jedenfalls aber verdrängte der fast leidenschaftliche Baueifer und die Prachtliebe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die meisten noch übrig gebliebenen älteren Bauten, woraus wir freilich wieder schliessen können, dass sie nicht sehr bedeutend gewesen sein müssen, da sie sonst auch den baulustigen Nachkommen imponirt haben würden.

Im Ganzen können wir die Baugeschichte dieser Epoche als eine Reaction des einheimischen und fränkischen Geistes dieser Gegend gegen die ihm aufgedrängten lateinischen Formen betrachten, welche damit endigte, dass dieser germanisirte, national französische Geist im Anfange der folgenden Epoche einen neuen, das lateinische Element zwar bewahrenden, aber selbstständig umgestaltenden Baustyl erschuf. Wir kennen den Anfang und das Ende dieses Kampfes, wir wissen durch Nachrichten und einzelne Ueberreste, dass unter den Merowingern in römischer Weise gebaut wurde, und wir kennen die Entwicklung seit der Mitte des zwölften

¹⁾ Glaber Radolf (bei Mabillon *Annal. Ord. Ben.* IV. 470) von dem Abt Airard von Rheims sprechend: *Cernens ubique Galliarum novas exstrui et angustas reformari ecclesias initio statim suae praefecturae novam basilicam aedificare constituit. Quamobrem viris architecturae peritissimis adscitis futuri templi fabricam ex quadris lapidibus erigere coepit a fundamentis.*

Jahrhunderts ziemlich genau. Aber wir haben nicht genügendes Material, um die Geschichte der Zwischenzeit festzustellen, und können daraus nur schliessen, dass sie nicht eben reich an bedeutenden Monumenten gewesen sei.

Selbst Paris, obgleich eine alte, schon in der letzten Zeit römischer Herrschaft und unter den Merowingern bedeutende Stadt, die auch von den Stürmen der folgenden Jahrhunderte weniger als andere litt, hat keine erheblichen Bauten aus dieser Epoche aufzuweisen. Zwar hatte schon Chlodwig (507) die Kirche S. Peter und Paul in römischer Weise mit einem mosaikartigen Schmuck wechselnder Steine gebaut, Childebert die Kathedrale mit 30 Marmorsäulen ausgestattet und (556—58) die damals nach dem h. Vincentius benannte, nachher unter dem Namen St. Germain des Prés bekannte Abteikirche in Kreuzesgestalt mit solchem Reichthum des Schmucks, dass sie davon den Namen der goldenen erhielt, Dagobert endlich im siebenten Jahrhundert die benachbarte Kirche von St. Denis in bedeutender Grösse wiederum mit Marmorsäulen und Vergoldungen errichtet; aber diese Bauten sind bis auf geringe Ueberreste verschwunden¹⁾. Eine vereinzelt Spur südlichen Einflusses zeigt die kleine Kirche St. Juliën le Pauvre im Hôtel Dieu auf der Insel von Paris, indem sie, wenn auch auf stämmigen Rundsäulen, ein zugespitztes Tonnengewölbe hat, wie wir es im südlichen Frankreich kennen. Wichtiger wäre es, wenn wir den Neubau der Kirche der eben erwähnten Abtei St. Germain des Prés, welchen der Abt Morard († 1014) ausführte, vollständiger besässen. Die aus diesem Bau erhaltenen Pfeiler des Langhauses sind nämlich mit vier Halbsäulen regelmässig umstellt; indessen war die Kirche, wie wir aus der Beschreibung ihres Zustandes vor der am Ende des sechszehnten und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts vorgenommenen Reparatur wissen, mit Ausnahme des erst im zwölften Jahrhundert erbauten Chors ohne Gewölbe, und ihre noch jetzt theilweise erhaltenen kleinen Fenster ergeben, dass sie sich nicht bedeutend von anderen Bauten des elften Jahrhunderts unterschied. Auch die im Jahre 1068 gebaute Abteikirche St. Geneviève hatte noch die einfache Basilikenform mit gerader Decke und Rundsäulen in antiken Verhältnissen²⁾. Die Ueberreste aller dieser Bauten zeigen, dass die antiken Reminiscenzen sich hier zwar nicht so le-

¹⁾ Bei der gegenwärtigen Kirche von St. Denis hat man Grundmauern einer kleinen Säulenbasilika entdeckt, welche indessen einem Nebengebäude der Hauptkirche angehört haben mögen.

²⁾ Von den nicht unbedeutenden, zu Tage geförderten Ueberresten dieser Kirche giebt die unter den Auspicien des französischen Ministeriums herausgekommene Statistique monumentale de Paris einige Abbildungen.

bendig wie in der Provence oder in Burgund, aber mehr als im Poitou oder in der Normandie erhielten. Namentlich zeigt sich an den Kapitälern noch immer die Erinnerung an die korinthische Form.

In der Picardie haben sich noch einige Monumente wenigstens des elften Jahrhunderts erhalten. Dahin gehört hauptsächlich die ehemalige Kathedrale von Beauvais, jetzt le bas oeuvre genannt, eine einfache Basilika mit Rundbögen und gerader Decke, auf viereckigen Pfeilern ruhend, ohne feineres Detail, aber mit römischem Mauerwerk. Aehnlich ist die angeblich 1021 gebaute Kirche N. D. de Nesle im Departement der Somme. Diese und andere Ueberreste ergeben, dass hier die gerade Decke allgemein üblich und der Pfeiler häufiger war, als die Säule¹⁾, und dass Tonnengewölbe fast gar nicht vorkamen. Der Rundbogenfries findet sich zwar, doch nicht so allgemein wie in Deutschland; vielmehr vertreten Kragsteine mit Larven oder Thierköpfen seine Stelle. Ueberhaupt waren die Bauten höchst schmucklos und einfach, selbst Krypten finden sich hier seltener als sonst.

Zahlreicher sind die romanischen Ueberreste der Champagne. Die Krypta von Jouarre mit dem Grabmal des h. Angilbert († 680) hat noch Säulen, die an römische Vorbilder erinnern. Auch die kleine Kirche St. Savinien bei Sens, die Grabkapelle eines uralten Friedhofs, einschiffig, aber mit Kreuzarmen und gerade geschlossenem Chor, erscheint sehr alterthümlich, wird aber doch ihre jetzige Gestalt erst im elften Jahrhundert erhalten haben. Sie ist mit spitzen Tonnengewölben bedeckt, von kleinen rundbogigen Fenstern erleuchtet, und hat am Chore zwei kurze Rundsäulen, deren niedrige Kapitälern mit sehr antiken Palmetten geschmückt sind. Sehr interessant ist die kleine Kirche zu Vignory (Haute Marne, unfern Andelot), angeblich schon im Jahre 986 gegründet und jedenfalls auf eine nicht zu späte Zeit des elften Jahrhunderts deutend, indem sie mehrere wichtige Neuerungen in schüchternen Versuchen enthält. So zunächst einen Chorumgang mit drei radiantem Kapellen, in dieser Gegend das früheste Beispiel dieser burgundischen Form. Das Langhaus hat offenes Gebälk, aber die Chornische und ihre Kapellen sind mit Halbkuppeln und der Umgang so wie die zunächst anstossenden Felder der Seitenschiffe mit einem Tonnengewölbe gedeckt. Diese Gewölbe sind noch nach römischer Weise aus kleinen Steinen und einem Mörtelguss gebildet, während die Arcaden und die rundbogigen

¹⁾ Vgl. im Allg. Waillez in den Mémoires des Antiquaires de la Picardie. Vol. VI, p. 190 ff., und die Abtheilung Picardie in der Voyage dans l'ancienne France. In den alten Theilen der Abteikirche zu Montiéramer finden sich dicke Rundsäulen mit Knospenkapitälern und Eckblättern, welche indessen schwerlich noch aus den letzten Jahren dieser Epoche herrühren.

Fenster den Steinschnitt zeigen. Eine andere auffallende Anordnung ist die einer emporenartigen Architektur, indem nämlich, ohne dass eine wirkliche Empore besteht, die Wand über den Arcaden des Langhauses durch eine doppelte Zahl von Bögen, die auf Pfeilerstücken und Säulen ruhen, durchbrochen ist, offenbar nur um die Mauer zu erleichtern. Die Kapitäle des Chors sind würfelförmig, die an jener scheinbaren Empore kelchförmig mit einfachen, langen, palmförmigen Blättern¹⁾. Hier in dem südlichen Theile der Provinz sehen wir daher den Einfluss der burgundischen Schule in einer jedenfalls sehr frühen Zeit. Andere romanische Bauten weisen dagegen mehr auf einen deutschen Einfluss hin. So besonders das Schiff von St. Jeän in Châlons an der Marne, flach gedeckt und mit einfachen Pfeilern, unter den Scheidbögen Halbsäulen zum Theil mit einfachen Würfelknäufen, zum Theil mit kelchförmigen, mit Voluten versehenen, aber dennoch keine bestimmte Reminiscenz an das korinthische andeutenden Kapitälern, an der hohen Basis der Säulen durchweg rohe Eckklötzchen. Zu den bedeutendsten Bauten dieser Zeit gehört die alte Kirche von St. Remy in Rheims (1036—1049), deren Theile man ungeachtet der am Ende des zwölften Jahrhunderts vorgenommenen Aenderungen noch sehr wohl erkennt. Es war eine grossräumige Basilika mit offenem Dachstuhle. Einfache viereckige Pfeiler, welche im 13. Jahrhundert zu Bündelpfeilern ausgehauen sind, trugen auf Gesimsen, deren Profil an deutsche Schule erinnert, die weitgespannten, eckig profilirten Scheidbögen, über denen sich die Empore mit Arcaden von gleicher Weite öffnet, welche jedoch durch eine mittlere, zwei Bögen tragende Säule getheilt sind. Dann die hohe, ungegliederte, wahrscheinlich für Malereien bestimmte Oberwand mit schlichten, rundbogigen Fenstern. Die bedeutende Breite der Seitenschiffe veranlasste den Architekten die zur Unterstützung der Emporen nöthige Ueberwölbung in sehr eigenthümlicher Weise auszuführen. Es sind nämlich quergelegte Tonnengewölbe, ähnlich wie in der älteren Kirche von St. Front in Périgueux, die aber zu mehrerer Sicherheit nicht auf einem von dem Schiffspfeiler zur Aussenwand gehenden Bogen, sondern vermöge einer dazwischen, aber näher an die Aussenwand gestellten Säule durch zwei ungleiche Bögen, einen höheren und einen niederen, getragen werden²⁾.

¹⁾ Vgl. Grundriss und Durchschnitte nebst den Bemerkungen von Viollet-le-Duc in der *Révue de l'Arch.* Vol. X, Taf. 11 und 12 und p. 284, sowie im *Dictionnaire de l'Arch.* I, 169, und VII, 153. Bemerkenswerth ist auch, dass die Pfeilerreihen des Langhauses auf jeder Seite unmittelbar vor der die Stelle des Kreuzschiffes vertretenden Vorhalle des Chors eine Säule haben, eine Anordnung, die sich nicht selten findet und deren Zweck ich nicht zu errathen vermag.

²⁾ Gailhabaud, *l'Arch. du V. au XVII. siècle*, liv. 42. Vgl. Viollet-le-Duc *Dictionn.* VII, 154, 155, IX, 240 eine Restauration der alten Kirche. Er scheint jedoch nicht

Es entsteht dadurch gewissermaassen eine Verdoppelung der Seitenschiffe. — Auch sonst finden sich noch einige romanische Ueberreste in dieser Provinz ¹⁾, aber sie sind wenig bedeutend und lassen kein festes System erkennen.

Wie hier burgundische und deutsche Einflüsse, mischen sich in den südwestlichen Provinzen und an den Ufern der Loire normannische Formen mit südlichen. So zeigt die alte Krypta der erneuerten Kirche St. Aignan in Orléans korinthisirende, daneben aber auch Würfelkapitäl, und zugleich das normannische Ornament sich durchkreuzender Bögen, so der Chor der grossen Kirche St. Père in Chartres einen Chorumgang, aber wiederum ebenso wie die aufgehobene Kirche St. André derselben Stadt normannische Kapitalformen und Portalverzierungen.

Und so weisen denn diese Bauten überall noch auf den Mangel einer entschiedenen Richtung, zugleich aber auf die Neigung hin, die benachbarten Schulen zu benutzen und ihre Eigenthümlichkeiten zu verschmelzen. Diese Gegend, die in der folgenden Epoche so fruchtbar und vorherrschend werden sollte, sparte gleichsam noch ihre Kräfte und wartete, bis ihre Zeit gekommen sein würde.

Nachdem wir so die einzelnen Provinzen Frankreichs kennen gelernt haben, wird es nöthig sein, zurückzublicken, um uns die Mannigfaltigkeit der Richtungen und Formen, die auf dem Boden des grossen Landes neben einander bestanden, anschaulich zu machen. Auch in Deutschland fanden wir Verschiedenheiten und Gegensätze, aber doch schon von einer höheren Einheit beherrscht; der deutsche Nationalcharakter äusserte sich unter den Gewölben der rheinischen Dome wie unter der Balkendecke der sächsischen Kirchen in gleicher Weise schlicht, aber harmonisch und consequent. Wie ganz anders stehen sich der Norden und Süden von Frankreich entgegen; die Kirchen der Normandie, mit der entwickelten Kreuzanlage und der regelmässigen Abtheilung durch Kreuzgewölbe, mit der wohlgegliederten, aber bildlosen Vorderseite, mit ihren Thurmbauten

bemerkt zu haben, was sich an einzelnen vernachlässigten Stellen sehr sicher ergibt, dass die Pfeiler ursprünglich viereckig waren.

¹⁾ Vgl. den betr. Band der *Voyage dans l'ancienne France*, St. Jean in Chalons Lief. 57, der Chor in Vassy Lief. 63, Einzelnes von St Pierre in Bar-sur-Aube, ein Portal aus Thil-Chatel (49). In den Dorfkirchen sind oft neben der runden Chornische am Ende der Seitenschiffe viereckige (Lief. 24 und 27) oder in der Mauerdicke versteckte (22—28) Kapellen, oder der Chorschluss selbst ist rechtwinkelig (Lief. 5 und 22), oder im Aeusseren polygonförmig (Epoxy bei Rheims Lief. 23).

und mannigfaltigen Fensterreihen haben mit den dunkeln, niedrigen, von Tonnengewölben gedeckten Kirchen der Provence und des Languedoc nur das gemein, was die christliche Sitte des gesammten Abendlandes mit sich brachte. Die spröde, lineare Ornamentik jener steht mit dem reichen Blattwerk, mit dem vollen, der Antike entlehnten plastischen Schmucke der südlichen Kunst im schroffsten Gegensatze. Kein Zug nationaler Verwandtschaft verbindet sie, sie unterscheiden sich mehr von einander, als die deutschen Bauten von den italienischen, selbst von den in Venedig oder Toscana entstandenen. In der provenzalischen Kunst herrscht das antike Element einseitiger und ausschliesslicher vor, als selbst auf dem klassischen Boden Italiens, und die normannischen Kirchen zeigen in ihrer Ornamentik einen nördlicheren Charakter als die deutschen.

Nicht minder eigenthümlich und abweichend sind die grossen Gebiete des mittleren Frankreichs, nicht minder verschieden wieder unter ihnen die östlichen und die westlichen Gegenden. Burgund und die Auvergne haben die Plananlage schon weiter gefördert, als selbst die Normandie; die Ausbildung des Chorumganges mit radiantem Kapellen, die dadurch bedingte freie Säulenstellung der Rundung geben der heiligsten Stelle einen so bedeutsamen Vorzug, dem gesammten Bau einen so reichen und schönen Schluss, dass auch die weiter fortschreitende Kunst ihn nicht zu übertreffen vermochte. Zwar ist das Tonnengewölbe hier beibehalten, das für die volle Gliederung des Ganzen so wichtige Kreuzgewölbe nur in den Seitenschiffen angewendet; aber statt der dürftigen Anlage der südlichen Gegenden sind hier doch schon Emporen über den Abseiten zur Regel, und in Burgund selbst Oberlichter vorherrschend geworden. Auch verathen die gewaltigen Thurmanlagen, für welche Cluny das Vorbild giebt, einen Sinn für Gesamtwirkung und Massenverhältnisse, der in der Provence ganz fehlte und selbst in der Normandie nicht so entwickelt war. Für die Schönheit der antiken Bauten ist der Sinn hier wie im Süden geöffnet, aber sie werden mit grösserer Feinheit, mit regerem Gefühle für die veränderten Bedürfnisse christlicher Kunst benutzt. Der kannelirte Pilaster wird ein Mittel zur regelmässigeren Ausbildung des Pfeilers, und die Ornamentik, ohne das Gepräge ihres antiken Ursprungs einzubüssen, kräftiger und mehr mit dem Constructiven verschmolzen. Dazu kommt dann endlich noch als eine Aeusserung des Farbensinnes in den vulkanischen Gegenden der Auvergne und des Velay der Schmuck mit musivischen Verzierungen und wechselnden Steinen.

Während hier die jugendliche Nationalkraft durch den ordnenden Einfluss der Antike gemildert ist, tritt in Aquitanien an dem Façadenschmuck der Kirchen das phantastische Element der Zeit mit seiner Gährung und Ueberfülle hervor. Die südliche Neigung zum Ornamentalen

und zur Ausstattung des Aeusseren ist hier durch die Unruhe und Gewaltsamkeit der nordischen Stämme auf andere Wege geleitet, hat vielleicht die Grenze des Schönen überschritten, zeigt sich aber doch in anregender, verheissender Gestalt. Hier wie in der Provence bleibt anfangs bei dem Vorherrschen des Plastischen und Decorativen die Construction nüchtern und vernachlässigt, aber es ist doch so viel Empfänglichkeit da, dass das aus weiter Ferne herbeigeholte Vorbild der venetianischen Marcuskirche Anwendung findet. Diese fremdartige Gestalt vermehrt die Mannigfaltigkeit der Formen auf französischem Boden, aber sie bleibt nicht wie das unbekannte Kleinod des erbeuteten Schatzes unfruchtbar, sie schlägt Wurzel, gestaltet sich dem Klima entsprechend, macht einen Entwicklungsprocess durch, und führt der einheimischen Architektur das wichtige Element der Kuppelwölbung zu. Während also die südlichen Gegenden die ererbte antike Form beibehalten, während der Norden mit Talent und strenger Consequenz die ihm zusagende Gestalt ausbildet, zeigen die mittleren Gegenden einen strebenden Sinn, der frühzeitig in Tournus den auffallenden Versuch erzeugt, durch quergelegte Tonnengewölbe Oberlichter zu erlangen, der in St. Front sich die byzantinische Kuppel aneignet, der in Burgund endlich dem Ziele einer würdigen, grossartigen Gestaltung näher tritt, als in irgend einer anderen Gegend Frankreichs.

Es leuchtet ein, dass diese Mannigfaltigkeit constructiver und decorativer Formen und Systeme ein reiches, anregendes Material darbot; wer mit freiem, künstlerischen Sinne, von der Einseitigkeit provinzieller Gewohnheit unbeschränkt, alle diese Leistungen überblicken, durch Vergleichung lernen, durch Versuche der Vereinigung zu neuen Gestaltungen gelangen konnte, hatte durch solche Stellung einen unschätzbaren Vorzug. In dieser Lage befanden sich die zwischen der Normandie und jenen mittleren Gegenden nördlich der Loire gelegenen, schon jetzt mit der Krone Frankreichs und mit Paris verbundenen Gegenden. Wir sehen sie jetzt noch schwankend und ohne eigenes System; an den östlichen Grenzen findet deutscher Sinn und deutsche Form Eingang, weithin macht sich der Einfluss normannischer Decoration geltend, aber keines von Beiden kann die Herrschaft gewinnen, weil die vereinzelt Traditionen antiker Weise zwar nicht stark genug sind, um zu einer selbstständigen Bildung zu führen, aber doch stärker als an den Ufern des Kanals oder des Rheines. Diese verschiedenartigen, streitenden Elemente hemmen die freie Entwicklung, unterdrücken die künstlerische Kraft; aber eben diese Zurückhaltung gab dieser Gegend den Vorzug, dass sie, unbeirrt von festen Gewohnheiten, bei reiferem Alter jene anderen völlig entwickelten Systeme benutzen konnte, wie wir in der folgenden Epoche näher sehen werden.

Das chronologische Verhältniss dieser Bauschulen bedarf noch mannig-

faltiger Forschungen, indessen reicht doch das Material schon zu begründeten Vermuthungen aus. Die Beibehaltung antiker Ornamentik im südlichen, antiker Technik im westlichen Frankreich lässt darauf schliessen, dass die Elemente der Baukunst sich hier aus römischer Zeit her ununterbrochen erhalten haben. Im Anfange dieser Epoche hatten daher diese Gegenden einen Vorzug vor den östlichen und nördlichen Provinzen. Aber die Ausbildung neuer Formgedanken ging nicht von ihnen, sondern von den mittleren Regionen, namentlich von Burgund und der Auvergne aus. Ihre erste Anregung muss in die Frühzeit oder Mitte des elften Jahrhunderts fallen, denn am Ende desselben finden wir sie in Cluny, in Conques, in Toulouse schon in reicher Entwicklung. Auch deutet der Einfluss, welchen die burgundische Gegend auf die Normandie ausübte, und den wir wiederum am Ende jenes Jahrhunderts schon überwunden und mit nordischen Formen verschmolzen sehen, auf solche frühere Entstehung hin. Der Façadenstyl von Aquitanien endlich wird etwas später unter dem Einflusse des durch die Kreuzzüge angeregten ritterlichen Geistes aufgekommen sein.

Vergleichen wir dann Frankreich in chronologischer Beziehung mit Deutschland und mit Italien, so lässt sich, abgesehen von der ruhig beibehaltenen antiken Form im Süden und Westen von Frankreich und in Italien, und in Beziehung auf die Entwicklung eines neuen Bausystems, kaum eine Priorität und noch weniger eine entscheidende Einwirkung des einen Landes auf das andere nachweisen. In Deutschland werden die sächsischen Gegenden, in Frankreich die burgundischen schon in der ersten Hälfte oder um die Mitte des elften Jahrhunderts einige Festigkeit ihres localen Styls erlangt haben. Aber erst in der zweiten Hälfte desselben treten die Eigenthümlichkeiten der meisten Provinzen deutlicher hervor. Um diese Zeit hatte in Toscana der einheimische Styl schon die Reife erlangt, von welcher der Dom zu Pisa Zeugnis giebt, war in Sachsen schon die rhythmische Anlage der Kirchen festgestellt, mussten in Burgund schon grössere Werke vorhergegangen sein, welche einen so kolossalen und so durchdachten Plan, wie den von Cluny möglich machten. Am Anfange des zwölften Jahrhunderts sehen wir endlich die gewölbte Basilika in Modena und anderen lombardischen Bauten, in den mittelhheinischen Domen, in der Normandie wiederum so gleichzeitig entstehen, dass sich nicht sagen lässt, welche dieser Gegenden darin vorangegangen sei. Diese Vergleichen zeigen sehr deutlich, dass nicht vereinzelte Persönlichkeiten diese Fortschritte hervorbrachten, dass nicht das Verhältniss von Erfindung und Nachahmung vorherrschte, sondern dass die allmähliche Ausbildung des Technischen und die Erhebung des Muths zu neuen, bisher nicht versuchten Unternehmungen in allen Ländern ungefähr

gleichen Schritt hielt. Allerdings haben Mittheilungen und selbst, wie das Beispiel von St. Front in schlagendster Weise darthut, Nachahmungen stattgefunden; aber jene wirkten nur anregend, wo der Boden für sie schon bereitet war, und diese, gewiss selten so umfassend wie dort, unterlagen stets den einheimischen Gewohnheiten. Diese sind überall vorherrschend, jede Provinz bildet noch ein selbstständiges Ganzes. Aber der gemeinsame Geist der Zeit bewirkt doch ein gleichmässiges Fortschreiten und bringt allmählich eine grössere Uebereinstimmung hervor. Der Charakter der christlich-germanischen Bildung, welche das ganze Abendland durchdringt, aber die Individualität jeder Gegend bestehen lässt und sich ihr anfügt, zeigt sich in der Baugeschichte dieser Epoche in höchst entscheidender Weise.

Sechstes Kapitel.

England, nebst Irland und Scandinavien.

Die Architekturgeschichte von England¹⁾ bildet mehr, als die der anderen Länder, ein in sich abgerundetes Ganzes. Sie hat nicht bloss den Vorzug eines grösseren Monumentalreichthums und einer, durch die ganze Kraft brittischer Vaterlandsliebe getragenen, sorgfältigen Behandlung, sondern auch den wichtigeren und inneren einer scharf ausgesprochenen nationalen Eigenthümlichkeit, die sich bei allen Wandelungen

¹⁾ Die Literatur der englischen Architekturgeschichte ist zu reich, als dass ich darauf Anspruch machen darf, auch nur die allgemeineren Werke vollständig zu citiren. Die beiden grossen Werke von J. Britton, die *Cathedral Antiquities* (die Beschreibung der bedeutenderen Kathedralen, mit Ausnahme von Durham), 5 Vol. 4o., und die *Architectural Antiquities*, von denen vier Bände vereinzelte, ohne Plan gesammelte Abbildungen und Beschreibungen interessanter Gebäude (mit Ausschluss der Kathedralen), der fünfte aber eine chronologische Geschichte enthält, geben in den meisten Fällen die Beläge für meine Anführungen. Bei den Kathedralen unterbleibt das Citat gewöhnlich, da jede der einzelnen Monographien nicht umfangreich ist, bei den anderen Kirchen nehme ich im Allgemeinen auf das letztgenannte Werk Bezug. Rickman, *An Attempt to discriminate the styles of arch. in England*, in mehreren Ausgaben erschienen, Bloxam's handliches Buch, *the principles of gothic arch. in England*, und Winkles, *English Cathedrales*, mit freilich nicht sehr sorgfältigen Stahlstichen, sind genügend bekannt. Höchlichst zu empfehlen ist das bei Parker in Oxford erschienene *Glossary of Architecture*, in der fünften Ausgabe durch Professor Willis in Cambridge bedeutend bereichert, in der vierten von einem dritten Bande (*Companion of Glossary*) begleitet, der eine Reihe chronologischer Notizen enthält.